Die Verlobung auf dem Rigi : eine Geschichte von unterwegs

Autor(en): **Auerbach, Berthold**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1947-1948)**

Heft 13

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-668914

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Verlobung auf dem Rigi

Eine Geschichte von unterwegs

Laß dir eine lustige Geschichte erzählen. Es gibt ja nichts Besseres, als etwas Fröhliches berichten und den Menschen Freude zu machen. Du hast wohl recht, daß du den Menschen etwas zumutest; sie sollen, wenn sie gelesen, was du geschrieben, anders werden, mindestens nachdenklich. Das Zumuten ist aber gar oft unbequem; weit willkommener ist man, wenn man etwas Anmutendes bringt, und ich habe etwas. Ich kann's fast nicht vorbringen vor Lachen, und doch ist's ungeschickt, wenn man erzählt und lacht — wie man sagt — den Rahm davon weg und kommt gar nicht zur Sache. Ich will mich also ernstlich fassen und berichten.

Du kennst den Rigi und kennst auch die Station, genannt „Rigi-Kaltbad". Ist's nicht schön, daß es heutigen Tages keinen schönen Hochpunkt der Erde mehr gibt, wo man nicht bequemlich daheim sein kann, seine Nahrung und sein gutes Bett hat? Freilich kostet's Geld, aber die Luft und der Ausblick wird drein gegeben, und was für eine Luft und was für ein Ausblick!

Da drunten ist der ganze Qualm der Welt, in der man sich seine siebzig Jährlein abgeplagt; hier oben atmet man Tau und Friedensstille, und wer nicht im Morgenglanz und Abendrot die Kette der Alpen offenen Auges und stummer Lippe geschaut, der weiß nicht, wie schön unsere Erde ist, und er stirbt davon weg und hat nie gesehen, wo er gewesen ist. Aber, lieber Himmel, was für sonderbare Kostgänger hat unser Herrgott und seine Diener, die Pensionswirte auf den schönen Aussichten. Wer die Musterkarte eines ganzen Sommers schildern könnte, wer da ein Photographiealbum anzulegen imstande wäre, der hätte in einem schönen Ausschnitt unsere ganze zivilisierte Welt beisammen. Etwas Gutes hat das Wohnen auf den Bergen jedenfalls: die Menschen können nicht mit ihren Equipagen und Livreebedienten prunken. Jene lassen sich hier nicht verwenden und diese wären überaus lächerlich vor den großen Bergen und der Pracht des Sonnenauf- und Niedergangs. Luft und Licht, die schönsten Genüsse des Atmens und Schauens, die sind hier die Hauptsache. Wenn nur die Menschen auch vermöchten, all den Plunder von Kleinigkeit und Sorge drunten im Tale zu lassen. Aber da . . .

Doch halt! Ich will ja nicht philosophieren, ich will ja erzählen. So wisse denn und tue es auch anderen zu wissen.

Im letzten Sommer erschienen hier zwei englische Schwestern — ich meine nicht Nonnen, sondern wirkliche Engländerinnen — in sehr bescheidenen Schleppen und sehr hochroten Plaids; die eine war älter, die andere war jünger; ich meine, die eine war so alt, daß man nicht mehr gern nach den Jahren fragt, die andere war eine anmutige Erscheinung, nicht eigentlich schön; aber ein Gesicht zum Liebhaben, besonders von Augen und Zähnen gar frisch, der Ausdruck still, ein echtes Stahlstichgesicht, aber auch schon von einem Kalender vorigen Jahres. Die beiden Damen benahmen sich durchaus nicht wie Ladies, — die englischen Wichsfabrikantentöchter, die das Festland bereisen, tun gar vornehm, — es waren zwei Waisen, Töchter eines verstorbenen Seekapitäns, und lebten von einer kleinen Pension. Die beiden waren sich selbst genug. Jeder Engländer ist ja, wie sein Land, eine Insel, und die beiden waren Schwesterinseln. Sie waren bescheiden gegen Gott und die Menschen. Unter ersterem verstehe ich nämlich, daß sie sich nicht anmaßten, die große Alpennatur in ihr Album einzuheimsen; auf dem Känzeli saßen sie oft und lasen, und bei Tische dankten sie ihren Nachbarn, wenn sie ihnen Speise und

Trank reichten, und was noch am meisten heißen will: sogar am Sonntag waren sie menschenfreundlich. Wunderbarerweise verstand oder sprach wenigstens keiner der anderen Gäste geläufig Englisch.

Da kam eines unschönen Morgens — denn es regnete ergiebig — ein steifbeiniger Engländer an, er hatte viel Gepäck. Die ganze Gesellschaft schaute aus den Fenstern und betrachtete den Ankömmling. Und warum soll man sich nicht im Regen auch für einen Engländer interessieren? Er fragte sogleich den Wirt, ob nicht seine Zeitungen angekommen seien, die er sich voraus hierher hatte schicken lassen. Sie waren da und Briefe auch. Nun zerrann im Regen der Lord — denn das sollte er doch eigentlich sein — in einen sehr reichen bekannten Maschinenfabrikanten. Da Juli im Kalender stand, erschien er bald von Kopf bis Fuß in gelbem Nanking, eroberte drei Stühle und war in England, das heißt in die „Times", versunken.

Die Futterglocke macht alle Menschen gleich, und so mußte auch der Engländer bei Tische erscheinen. Ich zweifle, ob er sah, daß auch noch andere Menschen am Tische waren. Am Mittag hellte sich das Wetter auf, und der Engländer nickte den Bergen zu, wie wenn er sagen wollte: recht so, daß ihr eure Schuldigkeit tut und euch zeigt!

Ich weiß nicht, wie viele Tage lang niemand einen Laut von ihm hörte, der Wirt indes versicherte, daß er nicht stumm sei und sogar etwas Französisch radebrechen könne.

Es tut mir leid, nicht erzählen zu können, wie der Engländer mit seinen Landsmänninnen bekannt wurde. Eines Mittags sah man sie gemeinsam und mit einander sprechend auf die Terrasse kommen. Es mag ein sonderbarer Prozeß gewesen sein, wie der stumme Engländer sein Schweigen gebrochen hat; wer weiß, welches Wort ihn getroffen. Als aber jetzt die Futterglocke läutete, nahm er wie zornig von seinen Landsmänninnen Abschied, setzte sich allein und mehrere Tage sah ihn niemand mit den Schwesterinseln verkehren.

Es war ein schöner Mittag, da ging die jüngere Schwester mit einem Buch unter dem Arm, mit Plaid und Schirm bewaffnet, durch den Hausflur. Dort saß die Schweizermagd und stopfte Strümpfe.

„Was machen Sie da?" fragte die Engländerin. Die Magd zeigte pantomimisch und ihr den Strumpf vors Gesicht haltend, was sie arbeite. „Das will ich auch lernen," sagte die Engländerin, legte Buch, Shawl und Schirm ab, erklärte auch durch Zeichen, was sie wolle, und ließ sich von der Magd im Strumpfstopfen unterweisen. Es geht schwer, aber es geht doch. Da kommt unser langer Engländer herbei, die Landsmännin wagt nicht, aufzuschauen. Einen Strumpf vor einem Mannsauge sehen lassen, ist gar unmanierlich; man darf ja nicht einmal davon sprechen. Der gelbe Nanking steht still, nimmt sich einen Stuhl und sitzt wohl eine Stunde lang den beiden Mädchen gegenüber stumm da. Endlich fragte er:

„Was machen Sie da?"

„Das ist eine schöne deutsche Erfindung," erklärte sie.

„Well!" sagt er, bleibt noch eine Stunde stumm sitzen, dann steht er auf, sagt nochmals „well!" und geht davon. Wie es weiter gegangen ist, weiß ich leider wieder nicht, aber das weiß ich, daß der Engländer am andern Tag der Magd den hölzernen Pilz zum Strumpfstopfen abkaufte und ihr ein Goldstück dafür gab.

„Das ist für meine Braut!" sagte er, und er war fast schön, wie er das sagte, um zehn Jahre jünger als sonst; und als das Stahlstichgesicht erschien, waren ihre Wangen mit Farben bekleidet. Alles wurde aufgepackt, zwei Träger trugen die Damen hinab ins Tal, der lange Engländer ging immer neben der jüngern. Das Paar, das sich in Zürich trauen ließ, machte nicht erst die Hochzeitsreise in die Schweiz, es war gleich da.

So, das ist meine Geschichte. Ich weiß nicht, warum ich geglaubt habe, sie wäre so lustig. Es freute mich eben so sehr, daß durch eine kleine Wirtschaftlichkeit, in der sich ein unbefangener Sinn zeigt, ein Glück gegründet wurde. Die Geschichte erscheint mir einfach schön, und ich hoffe, es werden sich auch andere daran erfreuen, wenn sie auch nicht darüber so herzlich lachen, wie wir Rigigäste lachten, weil wir eben die steifen Persönlichkeiten kannten.

Berthold Auerbach